

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Hans ohne Herz. Eine Geschichte von August Silberstein. (Schluß.) — Beim Federballspiel. Nach dem Gemälde von Pagliano. — Die Welt im Wassertropfen. Novelle von E. M. Bacano. (Schluß.) — Tonjauber. Originalzeichnung von Ewers. — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirthschaftsplaudereien. — Schach. — Nebus. — Auslösungen der Deciffir-Aufgabe und der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 24 Seite 48. — Correspondenz. — Zur Frühjahrs-Saison.

## Hans ohne Herz.

Eine Geschichte von August Silberstein.  
(Schluß.)

### V. Ein Tanz.

Das Korn war geschnitten, und die Staare kamen in Schaaren wieder heim, um an den alten Mistplätzen noch einmal zu singen vor dem Abzuge in die weite, weite Welt. Aus den Scheunen pochte es im Takte und aus den Apfel- und Traubengärten blinkte es in allen Farben anlockender Reife. Die Luft wogte auf, und wenn einzelne Blätter wirbelnd fielen, war's schier, als tanzten sie mit in der hellen Lustbarkeit und Freude, denn die Landleute jubilirten, und die Kirchtage wurden auf überfüllten Marktplätzen und Wirthshöfen gefeiert, auch hatte der Pfarrer mehr als je zu thun mit dem dreimaligen Verkünden der Brautpaare von der Kanzel und dem geduldigen sich Schmückenlassen mit dem Kränzlein am rechten Arme, um die Hochzeiter einzuholen und schließlich die feierlichen Trauungen am Altare zu verrichten.

Volle Säcke, leere Schuldbücher, hieß es vielfach ringsum, und mancher Bursche hatte sein mehrere Jahre altes Versprechen endlich als Hochzeiter erfüllt. Der Friedl und die Uga waren ein Paar. Und ihre Hochzeit ward „verrichtet“ beim Wirth in allen Ehren und mit aller Gebührllichkeit, wie rechte Hochzeiten seit „unvordenklichen Zeiten“ stattfanden.

Die Wirthstochter sollte heimkommen, um der Jugendfreundin als „Kranzjungfer“ beizustehen, aber die kleine Schlaue hatte anderen Blumen dienst, nämlich bei einem Gärtner des Kränzleins zu warten, das er ihr selbst bald auf's Haupt zu setzen versprach, und sie wußte, daß Blumen nicht weit ins Land getragen werden sollen oder können. Sie schrieb daher heim, wie schön es war, „wenn die Franzl bei den Kranzjungfrauen prangen thät.“ Die anderen „Prangerinnen“ hatten im Geheimen keine Freude darüber, denn sie wußten, daß bezüglich des Wuchses und der Schönheit keine von ihnen der Franzl zu gleichen vermöge, und daß sie Alle in Schatten stellen würde. Zulezt haben die Frauenzimmer jedoch sämmtlich, wo sie auch sein mögen, ein fein Gefühl oder Erkennen dafür, daß das Schöne seinen Glanz nicht nur an sich selbst besitzt, sondern auch auf die Umgebung wirft, und daß nichts so eht und erhebt, als eben das Bedeutende gern und liebevoll anquerkennen. Sie schmiegen sich daher auch gern, angefächelt von Aller, freundlichst, selbst innig, an die Gefeiertste und erringen dadurch mindestens den ersten Beginn der Liebe

oder Neigung, das Mitgefühl, den Glauben an ihre Herzsgüte.

So war Franzl in der That prangende Jungfrau, und der Kranz auf ihrem Haupte, der Strauß an ihrem Busen zierten sie derart, daß mancher Bursche gleich hätte ihre Hand erfassen und ihr statt des Kranzes das Häublein aufsetzen mögen, sogleich beim Tanze.

Der Toberl war Hochzeitsmusikant. Und mag er ein besonderer Vertrauter der Kohlenbrennerin oder mancher anderer Leute im Dorfe gewesen sein: er wußte das Allermeiste von geheimen Geschichten. Er wußte, daß Franzl's Inneres schmerzhaftest im Walde gelitten, daß sie eigentlich gemüthstrank war und deshalb blaß geworden, daß sie sich nur mit Ueberwindung aufrecht hielt, um nichts zu verrathen und nicht ins Gerede zu kommen. Eine Zeit lang war's ihr, als müßte sie sterben wegen des Hans und ihn im Vergehen bitten, daß er ihr das Leben schenke. Ein andermal und nachher ward es ihr, als hätte sie die tiefste Ueberzeugung oder auch genaueste Kunde erhalten, der Bursche habe kein Herz, er sei wirklich ein gefühlloses Wesen, und wenn ihn einen Augenblick, wie ein fremdes Leben, ein inneres Fühlen überkomme, so bereue er es rasch, so setze er seinen Stolz darein, sich anders als die Andern und geradezu wie ein starrer Baum oder Stein, unbewegt zu zeigen.

Der Toberl wußte das sehr genau. Er hörte ja, indem er hell auf die Zither spielte, dennoch rings um sich das Gerede der Bursche, welche ihm auf die Saiten sahen und zeitweilig ihre „Gstanzeln“ dazu fangen.

Er hörte genau von Einigen, daß die Franzl jetzt bei der Hochzeit sitze, aufrecht, fest, mit einem gewissen Stolz, daß sie kein Auge auf den Hans gewendet, und dieser sich vergebens gegenübergestellt und die Bursche ringsum mit seinem besonderen Wein bewirthet.

Der vielerfahrene Musikant lächelte still in sich hinein, als er reden hörte, die Kranzjungfrau habe mit dem Brautmann, dann mit dem Hochzeitsbitter oder Leutlader und zuletzt mit einem „Beistand“ die üblichen drei Ehrentänze verrichtet, aber jetzt weigere sie sich, zu tanzen. Und weshalb? Aus schmachtender Verliebtheit, wegen der sie einen gewissen Einen keine Minute außer Augen lassen will? Nein! fällt der seltsamen Dirn gar nicht ein! Sie sagt, ihr ist so wol, sie hat von dem Hochzeitswein gerade in der ersten feurigen Erregtheit ein Glas getrunken und jetzt ist ihr so, als könnte sie in Lustbarkeit nur singen, schwätzen, scherzen, aber nicht tanzen. Denn das Drehen, das gerade ist's, was ihr am meisten schadet!

Die Burschen haben den Hans beobachtet, ob nicht gerade er der Tänzer sein werde, der zumeist mit Aufforderungen an sie kommen werde. Aber der Hans schob, wie so oft, in hochmüthiger Gewohnheit, die beiden Hände in beide Taschen und sah so, breit, behäbig, den Tanzenden zu, als wären Alle nur vorhanden, um sich vor seinen Augen, zu seiner Ergötzung abzumühen.

Beim Trunkspenden forderte Einer den Hans im über-



Beim Federballspiel. Nach dem Gemälde von Pagliano.

Inzageheim hatte ja Mancher an ihre Thüre, an ihr Herzenspfortlein nämlich, geklopft, aber eine seine Ermunterung, einzutreten, den Einlaß hatte noch Keiner erhalten. Einige sagten, die Dirne habe etwas Besonderes im Herzen, Andere nannten sie hochmüthig, sie warte auf einen uner-schaffenen Prinzen, und ein letzter Theil wußte ganz genau, daß dem Bühlhofer Hans wol Thüre, Arm und Herz aufgethan würden, wenn er nur wollte; aber er habe, wie immer, auch hierzu kein Herz!



müthigen Gespräche auf, doch die Franzi um einen Tanz anzugehen.

„Haha!“ lachte ein Anderer auf, „der Hans ist zu geschickt, um sich mit einem Korb davon schicken zu lassen!“

„Einen Korb? Dem Hans? Mit dem tanzt sie!“

„Nicht!“ ergänzte der Andere.

„Nein! Und da wett ich dagegen, was Einer mag!“ eine dritte Stimme.

Und so ging das Gespräch hin und her, immer heftiger, immer feuriger, bis zu hellem Brand entzündet.

Hans stand eine Weile unbewegt.

Daß man ihm immer wieder mit dieser Dirn' kam, das schob sich denn doch förmlich in seinen Gedankengang hinein. Sie war darinnen, ohne daß er es wollte. Gewisse Erinnerungen drangen auch auf ihn ein . . . und diese Reden dem Stolzeften gegenüber!

Er presste, um seine Ruhe zu behalten, unmerklich, aber doch die Lippen übereinander.

„Red'! red' Du frei heraus!“ rief man ihm entgegen.

„Keine Wette!“ rief endlich Hans stolz, mit einer gewissen Ueberlegenheit. „Ihr kennt mich, wir vertragen's!“

„Also doch!“ triumphirte der Erste.

Und „still!“ hieß es jetzt. „Keiner vom Platz, daß nichts verrathen werde.“

„Der Hans geht die Dirn an!“

Er häumte sich und regte sich in die stolze Haltung zurecht, er strich sich sein seidenhaariges Schnurrbartchen und ging zu Franzi's Sitz hinan.

Viele Blicke folgten ihm, aber keiner der Beobachter wollte als Lauscher bemerkt sein.

„Wie Du schön aussehest, Franzi!“

„Der Hochzeit zu Lieb!“ sagte sie kühl. Sie hatte ihn herankommen gesehen, blieb aber fest und unerregt, als ob irgend ein alter Mann oder ein Fremder an ihr vorüberkomme, sie vielleicht auch um etwas fragen mochte. Förmlich kämpfte sie ihr Herz nieder, und ihr war's, als hätte sie auch die Macht, zu hindern, daß ihr das Blut in die Wangen schiesse. Wär's denn doch geschehen, so müßte es gleich wieder zurück.

„Aber Du tanzt ja gar nicht der Hochzeit zu Lieb, das ist kein Kranzjungfern-Brauch sonst.“

„Kann Jede thun wie sie mag!“

„Eine Jede? Die man mit gern sieht, um die man sich mit gern reißt . . . wie um Dich!“

„Um mich? . . . So?“

Jetzt war er verlegen. Das gab keinen Anlaß zu rechter Gegenrede, und mit dem Trumpf, dem Wagniß der Auforderung wollte er noch nicht heraus. Höchstens war eine Gelegenheit zu neuer Schmeichelei gegeben. Und ungerne solche sprechend, doch um sie hier wirksam zu machen, sagte er wieder: „Ja freilich um Dich, denn heut . . . Franzi . . .“ und da beugte er sich zu ihr vertraulich nieder: „heut bist gar mit ein bißl geschwärtzt!“

Im Innern zuckte es ihr, als wär sie von einer Nadel gestochen. Im Außern rührte sie sich jedoch kaum. Er hatte davon eine besondere Wirkung erwartet, sie aber saß wie von Stein und antwortete nicht.

„Was sagst?“ frug er nun dringlicher, als hätte sie überhaupt etwas gesagt und er es leicht überhört. Er horchte nun hin, dermaßen auffordernd.

„Andere Grund, anderer Grund!“

Auf diese kalten, kurzen Worte schwieg er, ja er strich sich, denn doch erregter, über die glatten Haare an der Schläfe.

„Anderer Grund? Bin ich mit immer noch derselbe? Und komm ich jetzt mit zu Dir beim Tanz . . . da vor Allen . . . Dirn!“ sprach er mit erhöhter, dringender Stimme, „und sag, weil Du mir g'fallst, weil Du mit niemand Anderm tanzt' . . . tanzt' mit mir!“

„Ich dank Dir recht schön . . . aber . . . ich kann nit!“

„Franzi!“ rief er in höchster Erregtheit.

„Hans,“ sagte sie in ruhig gedämpftem Ton.

„Du tanzt'!“

„Nein!“

„Du mußt mit mir tanzen,“ rief er jetzt hellauf, „oder . . .“

Schon hatte das laute Gespräch die Aufmerksamkeit allgemeiner auf sich gelenkt, schon waren die Bursche herbeigeeilt und umringten das Paar.

Hans fühlte sich in seiner Würde und Ehre tief verletzt, er glaubte, das in der Erregtheit erringen zu müssen, was sie ihm jetzt verweigerte, und je ruhiger sie ihm entgegenwirkte, desto mehr fühlte er sich als den „Hagmaier,“ den Oberburschen der Dorfgegend, aufgестаht und erniedrigt.

„Oder?“ frug sie ruhig.

„Oder ich . . . sag, was ich weiß!“

„Wenn Du was Unehrenhaftes weißt, so sag' es laut, aber ehrlich, wenn Du ein ehrlicher Bursch bist!“ Das war vernehmlich und kräftig und so ohne Scheu, voll Wahrfähigkeit gesagt, daß Hans einen Augenblick verwirrt wurde. Endlich faßte er sich und sagte: „Unehrenhaft . . . nein, das nit!“ denn er wollte sich den ehrenvollen Abzug noch immer

nicht ganz verderben. „Aber ich weiß von einer Dirn', die im Wald . . . die sich um mich beworben hat . . . die Alles gethan hätt' . . .“

„Hätt' . . . aber . . . das ist vorbei.“

„Vorbei? Und wenn ich Dir sag, Franzi . . . Franzi! . . . Franzi! . . . Du bist die Meine!“

Er hatte in der Erregtheit sich gesteigert zur Ansicht, Alles daran setzen zu müssen, denn zu Schanden war er noch nie geworden und zu Ende war ja mit Worten doch noch nicht Alles, und er horchte nun auf den freudigen, unausbleiblichen Erfolg.

Die Andern standen hell erstaunt.

„So glaub' ich's nit . . . gerad jetzt nit!“ war die ruhige Antwort.

„Du tanzt' mit mir!“

„Nein.“

„Und wenn ich Dir da . . . die Hand vor Allen gebe?“

„So ist das kein rechtes Bot (Freien-Angebot), wie es Brauch ist. Und Du bereuht's.“

„Ich?“

„Ja Du.“

„So tanzt mit mir!“

„Nein,“ sagte sie jetzt trotzig fest und erhob sich gerade gegenüber der heftig gerötheten Gestalt des Dringenden.

„Ist das Dein allerletztes Wort!“ schrie er förmlich.

In Allen zuckte die Neugier wegen der Antwort auf, wie ein Blitzfeuer — der Donner sollte folgen.

Seltamer als erwartet.

Kaum als das letzte Wort verhallt war, ertönte statt jeder Widerrede ein leiser Schrei Franzi's, sie griff nach dem Herzen und fiel auf den Stuhl zurück, sie lag gebrochen, in Ohnmacht!

Ein allgemeiner Schreck, eine plötzliche Verwirrung, ein wildes Wort- und Rufgemenge ging durch die Versammlung, die Weiber stürzten voran über das Mädchen, rissen ihr das Busentuch weg, das Nieder auf, spritzten ihr Wasser ins Gesicht, riefen sie an, und alle Zeichen eines plötzlich erkrankten armen Menschenwesens zeigten sich.

Die Männer und Bursche traten theils schamhaft zurück, theils hatten die Weiber das Mädchen so sehr in ihrer Mitte, war es so sehr von breitausgiebigen Weibergestalten umrungen, daß selbst ungeziemende Neugier nur die Geschäftigen wahrgenommen hätte.

„Das hat er daven!“

„O der!“ ging der Lärm der Anwesenden los.

„Er? Wer? Was kümmert's ihn, den Hans ohne Herz!“

„Er lacht heimlich darüber, der Teufel, daß er so Böses angestellt hat!“

„Die Buben spielen nur mit den Weiberherzen . . . arme Mäd'l!“

„Das war aber auch zu stark. Er ist ein Ungeheuer!“

So ging es los über die Störung der Hochzeit. Sie war aber gestört. Die Mädchen drückten sich in die Ecken, oder weinten im Mitgefühl. Die Erkrankte wurde hinausgebracht, war ja im Hause daheim und es bedurfte weiter keine fernhinwirkende Sorge.

Aber Toberl mit dem rollenden Einauge in dem ernstesten Gesichte, das er je zur Schau trug, spielte; der Tanz wollte dennoch nicht mehr recht flott angehen.

Die Bursche, mit Hans in der Mitte, bildeten wieder ihre eigene Gruppe.

Hestig getrunken wurde darin, und die vielen Flaschen ließ alle der Hans aufstellen.

„Sie hätte getanzt mit mir!“ rief er, „und gerad wie sie ja hat sagen wollen, ist's ihr zu Herzen gestiegen und ist sie ohnmächtig geworden!“

„Ja Du bist zum letztenmal nit abgewiesen worden,“ sagte ein woldienerischer Bursche, das Glas an die begehrliche Lippe legend.

„Aber Du hast ihr auch was versprochen,“ äußerte ein anderer Kamerad geradet heraus.

„Versprochen? hm!“ sagte Hans erröthend und stockend, aber bald gefaßt: „Trotzige Dirn! . . . trotzig, daß sie gleich ohnmächtig werden . . . da fehlt was . . . da ist's im Herzen nit richtig!“

„Das sagst Du . . . Hans . . . oh . . .!“ rief Einer, doch bevor er noch ausreden konnte, fiel Hans, der nicht ausreden lassen wollte, ein: „Ich mein', es fehlt was im Gesund . . . und ein krankes . . .“

„Du bist frei!“

„Du hast Dein Wort gegeben!“

„Das war kein Nichtigmachen!“

So tönte es heftig durcheinander.

„Und ich bin ein Bursch wie ein anderer,“ sagte jetzt Hans fest und förmlich als hätte er seine ganze Kühle wiedergewonnen, „und ein Bursch sagt leicht was auf dem Tanzboden . . . und ich bin frei, ich bin der Hans wie ich immer war!“

Die Brautleute waren verschwunden. Mancher frohe Brauch unterblieb. Die Hochzeit war eine gestörte. Der Pfarrer blieb, mit einigen wenigen Alten, beim blinkenden Glase sitzen und sagte: „Der Herrgott wirft manchmal nur

einen Stein in den Weg, daß der Wanderer kräftiger drüber muß, das thut ihm gut und weckt recht für das Kommende!“

## VI. Wegen einer Lieb'.

Die Dohlen und Raben krächzten und stöberten, wenn sie auf einem Aste saßen, den Schnee von demselben, oder zeichneten, auf dem Grunde gehend, ihre Krallen in den weit ausgebreiteten Plan. Der seltsame, bunte Eisvogel flog wie ein blitzender Edelstein längs den Rändern des Baches dahin, und mit stöndem Pfiff ließ sich die Schopflerche vernehmen, die, auf einem beschneiten Hügel oder Stein sitzend, in aller Kälte herzenswarm dem Weibchen, dem Liebchen rief.

Sonst war's ringsum stille. Der Rauch war über den Dächern dichter als zu anderer Zeit, und nur neben dem Schornsteine war ein dunkler Streif in der Schneedecke eines Hauses sichtbar.

Wer nun ins Freie hinaus mußte! Begehrlich ist gerade keiner darnach, wenigstens nicht auf lange. Für ein Weibchen schon. Der Holzknecht macht sich sein Feuer im Freien, der Jäger mag das Stapsen im Schnee lustig nennen; aber der Eine wie der Andere wäre doch bald wieder gern am warmen Ofen in einer Stube. Der Zöllner drückt seine rothe Nase an die grünweiße Scheibe seines Guckfensters von innen heraus und wartet nicht wie sonst am Mauthhäuschen oder Schranken auf die Gebühr der Fahrenden und Reitenden.

Aber wem es zu langweilig daheim oder im Wirthshause ist, wer nicht zu oft darin sitzen mag, um nicht „beredet“ zu werden, wer einen Zeitvertreib haben will und des Weges zieht oder so thut, als ob er ihn gerade gehen müßte, der kehrt gern beim „Mauthner“ auf einen „Blausch“ ein. Der Mauthnehmer ist ein gewesener Soldat und eine fortdauernde lebendige Zeitung; er bekommt auch solche papieren. Am Mauthhäuschen ist der Briefpostkasten angebracht. Und daß unter solchen Umständen bei einem gedienten Soldaten und ärarischen Pächter auch Cigarren und Tabak zu haben sein müssen, daß zwischen einigen vorzüglich vorhandenen Pfeifen, Zündholzschächtelchen, Schwamm-lappen, Stahl und Stein und Schnupsdosen einige Flaschen mit besonderem Inhalte ihre Bereitschaft zu zeigen haben, das versteht sich zur Observe für Fahrende, Reitende und sogar zu Fuß Gehende von selbst.

Es ist da nicht wie beim Wirth, wo man nur des Zehens wegen weilen kann; irgend etwas von allem Dingskram da kann ja ein Mensch leicht brauchen, und selbst bei einem Kaufe für einen Kreuzer, ja blos bei einer Nachfrage, ob dieser oder Jener vorübergefahren oder erst komme, kann man einen längeren „Standerling“ in der warmen Stube halten und allerlei Zeitvertreib haben.

Das schrille Glöckchen der Thüre bewegt sich daher sehr häufig und stört gewohntermaßen gar kein Gespräch. Der Gensdarm kehrt da, bei der Wegkreuzung, auch häufig ein und er weiß manchemal zu fragen über die Vorkommnisse, er erzählt auch solche und ist immer, weil er etwas Neues von ringsum weiß, freudig willkommen. Er benutzt auch den Mauthner als Boten für Schriftstücke, und so ist beim Mauthhäuschen, das draußen vor dem Dorfe steht, ein bewegtes Leben.

Und heute ist daselbst der Gensdarm sogar erwartet. Er hat den Kohlenbrennerleuten, welche wieder in einem Walde, mehr als eine Stunde weit von der Landstraße, ihren Brandplatz hergerichtet hatten, durch einen gelegentlichen Boten sagen lassen, Eines von ihnen Beiden möge gleich hierher kommen, aber bestimmt!

Was mochte der Vertreter der Behörde, welcher zu Dritten der Einsamkeit gelangt, wohin keine Amtsperson je im Leben einen Fuß setzt, von den Kohlenbrennern haben wollen?

Hätten sie sich etwas zu schulden kommen lassen? Sollte es freudige Bestellung sein? Botenschaft? Von wem?

Das Herz zitterte den Leuten, welche immerhin mehr mit den Bäumen im Walde als mit den Menschen zu thun hatten, und sie beschloßen beide zusammen an das Mauthhaus zu gehen, um sich mit beiderseitiger Klugheit im entscheidenden Augenblicke, kurz für alle Fälle beizustehen. Sie schmiegteten sich förmlich enge aneinander, wenn sie von der seltsamen Botenschaft auf dem Wege sprachen.

Der Name Dorl war auch auf die Lippen Beider getreten. Dabei aber war's den Leuten gegenseitig, als sollte Eines dem Andern das Herz nicht schwer machen. Und sobald der Name Dorl kam, schwand er auch rasch wieder, denn was sollte etwa der Gensdarm mit ihrer Tochter, die weit draußen in ferner Welt, was sollte die Behörde da mit dem Mädchen, die gehörte Botenschaft mit Dorl zu thun haben? Sie hatte nie durch die Post geschrieben, sie ließ keine Botenschaft sagen durch irgend einen Bauer, einen Knecht, eine Magd, durch Leute, die zum Jahrmart kamen — was sollte Dorl! . . .

Und grübelnd, ja heimliche Thränen wischend, ging das besorgte Mutterherz. Doch endlich schienen sich beide Wege-



wänderer, getroster im eigenen Bewußtsein, beim Vorwärtsdringen anzueisern.

Sie gelangten zum Mauthhäuschen. Der Hauch ihres Mundes dampfte vor ihnen, als sie der winterlich geschlossenen Thüre nahelamen, und das Glöcklein meldete sie.

Der Gensdarm war noch nicht da. Aber Toberl mit seinem ledernen Rucksack, in welchem er auch seine Zither hatte, war da und wollte auf den Wäbnerbauer warten, welcher vom Markttorte heimkehrend hier vorbei mußte und ihn in seinem Schlitten auf zwei Stunden in die Weite mitnehmen sollte.

Da gab's ein Fragen und ein Auskunftsgeben, und Toberl, welchem wol eine unfreudige Ahnung über das Mädchen, die Kohlenbrenner-Dorl auftauchte, suchte gutmüthig die Leute zu trösten und sie mit allerlei Anderem zu unterhalten.

Der Gensdarm ließ auf sich warten.

Da schallten Schlittenglöcklein und Peitschengeknalle. Der Mauthner eilte hinaus, und nach kurzer Zeit kam er wieder und rief dem Tobi zu: „der Wäbner ist's nicht, kann's noch gar nicht sein,“ aber dabei riß er die Thüre nachdrücklich auf, weil ein werther Gast Tabak, Cigarren und allerlei verlangte.

Der Hans war's. Er hatte sein lustiges Gefährt angespannt, um Einiges in der Umgegend zu besorgen und gleichfalls einen Zeitvertreib zu haben, welchen er im Winter mehr bedurfte als sonst.

Er trat fest ein, wie eine gewichtige, selbstbewußte Person. Und erstaunt bemerkte er vorerst den Toberl da sitzen. Noch mehr überrascht war er aber, als er die Köhlerleut da sah. Vorerst erkannte er eigentlich ihn, den Köhler-Martl, als aber die weibliche Gestalt sich allmählig aus dem verhüllenden Kopfstuche herauschälte, ja als sie dabei gesprochen hatte, fand er sich gegenüber der Kohlenbrennerin. Die Stimme kannte er mehr als das Gesicht. Sie hallte ihm eindrucksvollst, so daß er vermeinte, jene seltsamen Worte aus der dunklen Hütte im nächtigen Walde zu vernehmen. Ihm bangte ein wenig, ihm ward es schaurig vor der „Her“, er mochte sich aber da nichts merken lassen.

Wäre er, seinem ersten Drange nachgebend, davon geeilt, so konnte, wie er bald im Innern sinnirte, das Weib ihm Uebles nachreden oder ihren Hofuspokus erneuern; bliebe er dagegen, so könnte er zeigen, daß ihm Vergangenes ein Scherz, ein Flüchtiges, Unbedeutendes war und ist, er daher auch dem Weibe gar nichts nachtrage. Neugierig war er jedoch auch, was die Leute zur Zeit hier zu thun hätten, so feierlich im Sonntagsstaate.

Diesen hatten sie heute respectvollst für die Behörde, wie respectabel für sich selbst, angelegt.

Der Mauth-Kaspar machte in seinem Hause sich geschäftig, in seiner Wohnstube und Waarenniederlage, die beide zu einem Untrennbaren vereint waren, und er sagte sofort dem Hans Alles, nämlich so viel oder so wenig er wußte, weshalb die beiden „Parteien,“ er sprach gern amtlich, da wären.

„So?“ sagte Hans, und dabei mied er dennoch die Blicke des Weibes. „Wegen was wird's denn bei Euch mit dem Schandar hergehen? Seid's Steuern schuldig? Nein. Habt's im Wald etwas angezündet?“

„Beilei' nit!“

„Habt's ein Kind nit in die Schul geschickt? Ihr habt gar kein Kind! Ja doch, ein Mäd'l, ein großes, erwachsenes, ein jung's Dirnl!“

„Na ja!“ schlug jetzt Hans den Ton der Stimme hell auf: „So wird's was mit dem Dirnl sein. Sie laßt Euch um die Papiere fordern, daß sie heirathen kann! Ihr Bursch ist ungeduldig!“

Doch plötzlich hielt er inne, wie vom Gewissen oder von der Erinnerung gepackt. Er hatte von Herzensdingen gesprochen und das war für ihn das Ungeziemendste, Unbequemste. Die düstern Blicke der Köhlerin ruheten, lasteten jetzt förmlich auf ihm und erweckten ihm das Gedächtniß, darin das Bild und die Worte, wie sie den Stein seines Herzens zerbrechen und ihm dasselbe weich machen wollten!

Übermalls wollte er fortteilen; aber seine Blicke und die des Weibes begegneten sich, und er blieb, im Banne, in der Erkenntniß, Muth zeigen zu müssen und nicht Feigheit verrathen zu dürfen. Er mußte auch sogleich auf die Worte des Toberl hören, welcher sagte:

„Ja Liebesachen!“ Und absichtlich fuhr derselbe mit Nachdruck fort: „Auf Lieb ist die Welt gestellt! Was thät denn ich, wenn keine Hochzeit und keine Scharmutzirerei beim Tanz wär! Ohne Lieb ist kein Leben!“

Hans verspürte wol die Absicht dabei: „Das sagst Du!“ entgegnete er kühn in seiner Weise, sogar mit einer Art Trotz: „Denk' an Dein Aug'! Und Du brauchtest gar nit aufzuspielen, wenn Du Dein Aug hättest!“

„Und wenn Du mir sagst: Toberl, ich geb' Dir Dein Aug wieder, dafür, daß aus Deinem Kopf und Herz verschwindt, daß Du Dein Lebtag verliebt warst . . . so sag' ich nein! So ist's am besten! Schau den armen Staarl dort im Vogelhäusl, er hoakt im Sand und steckt nur das Köpferl in die Höh und summt und pfeiselt. Glaubst, für Dich, für uns? Nein, weil's ihm wieder ein bißl warm is' und er in der Lieb' . . . die Lieb' is' die Sonn und der

Mond und der Sternschein, wenn's Nacht und Winter und wolkenneblig . . . der Herrgott hat die Welt nur in der Lieb und für die Lieb' geschaffen!“

Das sagte der Toberl so heftig und so kräftig heraus, gerade da, gerade jetzt, weil er den Hans einmal wieder hatte, wie er ihn haben und fassen wollte. Und auch deshalb, weil er wußte, wie es um die Franzi stehe, die wol wieder aufrecht war, scheinbar gesund, ohne je wieder sich um den Hans gekümmert zu haben, von der aber allerlei Gerüchte gingen über inneres Leid.

Ungebrochen war sie dem Burschen gegenüber, nichts forderte sie vom Hans, und er verspürte das! War's Aerger in ihm, Sucht, daß sie nachgebe, bedachtes Troken?

Als Tobi's eines Auge so durchdringend auf ihm hastete, verblieb er unter dem Zauber und Banne dieses Blickes wie gefesselt. In eine seltsame Gesellschaft war er da gerathen, und in Ungeahntes. Wortlos stand er da. Seine irren Blicke gingen hin und her. Alle verstanden sich, und er hätte gern etwas gesagt; aber ehe er's noch fand, erschallte plötzlich ein heftiges Schellen seines Pferdes am Schlitten draußen, das er fast vergessen hatte; es wurde unruhig oder von jemand Unberufenem gelenkt; er wendete sich gegen die Thüre.

Dort, an der Scheibe derselben war der Mauth-Kaspar wieder sichtbar, der außen mit den Händen herumsocht, wie im Verdeutlichen zu Worten und Rufen nach der Ferne hin.

Hans ergriff die Thürschnalle und eilte hinaus.

Toberl und die Köhlerleute drangen ihm neugierig nach. Doch Toberl war den Beiden vorausgekommen, und der Mauther ließ ihn auch hinaus. Als aber die Kohlenbrennerleute folgen wollten, hielt Kaspar plötzlich die Thüre zu und ließ sie nicht hinaus, zurückrufend: „Bleibt nur da, das geht Euch nit an. Der Schandar wird gleich da sein!“

Das Wort Schandar wirkte wieder mächtig auf die weltunbewohnten Leute, und als wären sie bereits in einer Art Verhaftung, blieben sie.

Draußen war ein merkwürdiges Bild zu sehen. Ein trauriges.

Der Gensdarm führte mitten im Schnee der breiten Fahrstraße ein Mädchen, ein nothdürftig angekleidetes, mit einer eigenthümlichen grauen Jacke, denn diese schien beiden Armen keine Bewegung zu gestatten. Sie waren enge am Leibe vorne gekreuzt. Kurzgeschnittene Haare hatte das Dirnl und das dünne Hülltuch hinter den Kopf in den Nacken abgestreift, so daß es ihr Gesicht und ihren Scheitel nicht vorm Frieren schützen konnte. Und Augen besaß das arme Geschöpf in dem gelbblaffen Gesichte, in welchem nur das Näschen von Kälte geröthet war, Augen wie glänzende Kohlen, wie Glas-kugeln, schwarze, von innen heraus angeglühete, angeleuchtete.

Sie wollte so eben nicht vorwärts gehen und sich in den Graben werfen, der Gensdarm faßte sie und trieb sie vorwärts im Schnee, sie konnte die Arme nicht rühren.

„Was hast denn?“ rief Toberl, als er das Wesen sah, dem bewaffneten Gensdarm entgegen.

„Verrückt ist sie! Und die Eisen hab ich ihr geben müssen.“

„Verrückt! Jesus, Maria und Joseph! Das ist ja die Dorl vom Kohlenbrenner!“

„Herrgott im Himmel! So weit ist's mit ihr schon!“ rief Kaspar auf. „Das arme Dirnl . . . und die Kohlenbrennerleut!“

„Und worüber ist sie denn verrückt worden?“ frug Tobi.

„Verliebt is' sie! Wegen eines Buben, der sie verlassen hat!“

„Wegen einer Lieb'!“ rief Kaspar.

Hans stand und hörte und sah, er hatte im Erstaunen noch gar kein Wort gefunden.

Das Bild war denn doch zu ergreifend. Das gefesselte arme Geschöpf, der kräftige hochgebaute Gensdarm mit seinem Gewehr am Riemen. „Und warum stoß't Du das arme Ding so,“ hatte Hans auf den Lippen, aber er wagte nicht, es zu sagen, und schon äußerte sich der Gensdarm von selbst, als er das widerspenstige Mädchen vorwärts schieben, drängen mußte:

„Ich muß sie weiter bringen, es geht nicht anders, ich muß sie in den Kreisgerichtsort bringen, daß sie an die Irrenanstalt abgeführt wird, und ich bin verantwortlich bei persönlicher strenger Strafe. Von dem letzten Dorf ab ist sie erst recht widerspenstig geworden, manchesmal war sie still und geduldig wie ein Lamberl (Lamm), jetzt ist's ein Teufel! Wenn ich sie nur schon bei ihren Alten hätt'. Wissen's die Kohlenbrenner bereits, ist Eins von ihnen da?“

„Alle zwei drinnen in der Stube!“

„So?“

Jetzt wollte das Mädchen gar nicht mehr gehen.

Kaspar hielt mitleidig die Thüre seiner Stube und seines Ladens fest zu, damit die Alten nicht heraus und auch nicht fernhin sehen konnten. Er schob sogar den Kiegel bei.

„Um Christi Blut willen!“ rief Toberl dem Gensdarm zu. „Wie willst Du das arme Ding vorwärts bringen?“

Jetzt sträubt sie sich ja ganz und gar und will nit vom Fleck!“

„Hans, geh her!“ rief Toberl sogleich diesem zu, als der Gensdarm die Geistesverwirrte aus dem Schnee des Straßengrabens herausdrängte. „Wir tragen sie hinein in die Stuben, komm, wir tragen!“

Hans fühlte sich bald wie erstarrt, bald ging's durch ihn wie ein leises Erzittern.

„Nein! Wegen einer Lieb'!“ rief Kaspar aus. „So etwas! Geh her, Toberl! ich und Du!“

Und sie schritten an das Mädchen heran, um es zu fassen.

Doch Toberl griff ihr vorerst überaus freundlich und mitleidsvoll besänftigend an das Kinn. Sie starrte ihm dabei ins Gesicht, daß er schier erschraak. Er konnte kein Wort hervorbringen, es waren Nührung und Bangen zugleich, die ihn faßten.

Raum als die beiden Männer mit freundlichem Thun zu dem Mädchen herangetreten, ward es ruhiger. Kaspar tätschelte ihr auf die gefesselten Arme . . . Toberl streichelte ihr die Wange . . . sie folgte der sanften Weisung . . . nur mehr wenige Schritte war sie entfernt von der Thüre . . . auch dieser kurze Weg ward zurückgelegt . . . und die Thüre ging auf . . . und in derselben stand das närrische, gefesselte Dirnl!

„Jesus, Maria und Josef!“ schrie es ihr wie aus einem Munde von den Köhlerleuten entgegen. Und die Mutter sank in die Kniee vor dem armen gefesselten Dirnl im grauen Zwangskleide und mit den verstümmelten Haaren. „Mein Dorl! Mein Dorl!“

„Was ist Dir?“ schluchzte der Alte dem armen Kinde entgegen; seine Hände zitterten, daß sie fast auf und ab stießen. Die Thränen rannten über das gefurchte, wettergehärtete Gesicht.

„Löß' ihr die Fesseln,“ sagte Hans zum Gensdarm; er sagte dies mit schwachem Tone, es waren die ersten Worte, welche er über die Lippen brachte.

„Jetzt kann ich's,“ sagte der Gensdarm-Peter, „in der Stube; aber draußen wär' ich verantwortlich gewesen für's Davonlaufen!“

Zerküßt und mit Thränen überfluthet wurde vorerst das kranke, blasse Gesicht des Mädchens. Die Alten frugen gar nichts über sie, vorerst hatten sie ihr Kind, ihr lieblich Kind und das einst so lieblich war und, ob schon jetzt entstellt, verschändet, doch ihr Herzens-Schmerz-Kind!

„Hat sie denn was Böses gethan?“ rief endlich der Alte. Wenn auch eine Verbrecherin, dachte er, doch mein Kind!

„Nein, Martl, tröst' Dich, nein, das nit; aber um den Verstand ist sie kommen!“

„Närrisch! närrisch!“ schrie die Mutter auf. „Und über was?“

„Wegen einer Lieb'!“

Kein Wort ward über das Vernommene laut; nur die Seufzer, die Ausrufe tönten, der Kohlenbrennerin Weinen schüttelte ihren Körper.

Der Gensdarm löste die Fesseln von den Armen des kranken Mädchens. Jedes leise Klirren des Eisens ging den Eltern schrill durch das Herz. Die Mutter streifte wie beglütigt, wie schmeichelnd, die arme gequälte Hand.

Jetzt stand das Mädchen frei.

Die Umstehenden erwarteten, daß sie den Eltern an die Brust sinken, sie umarmen werde; aber sie stand, stand eine Weile wie regungslos . . . endlich sagte sie leise „Mutter!“ . . . dann aber nichts mehr . . . ein Lächeln ging über ihr Antlitz . . . hierauf wurde sie wieder düster.

Alle horchten, was sie sagen werde, aber sie schwieg. Es herrschte eine kurze Weile ein so banges Stillschweigen in der Stube, daß man eine fallende Stecknadel gehört haben würde.

„Mein Kopf!“ sagte endlich das arme Geschöpf leidvoll, „mein Kopf!“ wiederholte sie, stützte diesen in eine Hand und suchte einen Sitz.

Die Alten geleiteten sie voll Jammers zu einem Stuhle. Hans stand und sah und hörte, er war wie entkräftet, wie gelähmt. Das hatte er noch nicht erlebt!

„Und wegen einer Lieb'!“ tönte es ihm ins Gehör. Es wurde wieder im Gespräche gehört. Er hätte nie geglaubt, daß so etwas wahr sei, so einfach, vollkommen ohne Neben-dinge, ganz wahr!

Das muntere Dorfkind hatte er ja gekannt.

Und Toberl's Einang sah ihn an, als wollte dessen Blick ihm tief eindringen bis ins Herz. War der Toberl nicht auch um sein Aug gekommen wegen einer Liebe? Und will er nicht auch, trotz dem ausgestochenen, ausgebluteten Auge, behalten die Liebe im Herzen . . . im Herzen!

Herrgott! rief es im Innern des plötzlich nachdenklich Gewordenen; das Herz wollte ihm ja die Köhlerin weich machen! Die Erinnerung durchfuhr den Hans wie ein Aufzucken, ein Erbeben; es überkam ihn unheimlich, machte ihn förmlich schwach . . . seltsame Menschen, seltsames Zusammentreffen und Einströmen auf alle seine Sinne . . . er suchte davon zu kommen . . . fort von hier!

Er eilte hinaus, warf sich auf seinen Schlitten und fuhr hinweg.



Die Schellen seines Pferdes klingelten scharf und heftig vorüber an der Thüre des Mauthhäuschens, dann immer schwächer, ferner, leiser, bis jeder Schall und Ton vorbei.

Innen in der Stube klopfen die Herzen fast hörbar, ein Augenblick des Erschöpftheits, der Stille war eingetreten.

Rasend jagte Hans draußen sein Pferd dahin im Schnee. Er wußte nicht wohin. Ihm war sonderbar, wie ihm noch nie gewesen. Er fühlte wol, er hatte ein Herz, die Kohlenbrennerin hatte Recht, ihm das zu sagen ... wollte er wirklich fortan noch sich ganz ohne Herz zeigen?

Langsamer ging endlich das Pferd an dem leichten Schlitten und Hans saß mit schlaffen Zügeln in der Hand, wie sinnend und tiefsinnend auf seinem Sitze.

Er merkte gar nicht, daß das Pferd so leise ging auf glatter Bahn und die Schellen allmählig nur langsam, sanftest klirrten, leise förmlich sangen.

Sangen? Hörte er nicht ein Mädchen im Kirchgarten singen?

#### VII. Herzensfinden.

Drinne, in der Stube des Mauthhäuschens, blieb es eine Weile still wegen der allseitigen Gefühlsbewegtheit.

Der Mauther war froh, von den Schranken abberufen zu werden und in der frischen freien Luft sich wieder von dem Drückenden und Lastenden seiner eigenen Stube erholen zu können.

Der Gensdarm war müde von dem beschwerlichen und traurigen Dienstwege. Er löste den Helm und öffnete den Gurt, seine Schießwaffe hatte er ohnehin bei Seite gestellt, und er machte Anstalt, sich in der warmen Stube zu erholen, wenigstens durch eine Pfeife Tabak.

Tobert saß still in einer Ecke, wie ein müßiger, überflüssiger Gast, aber sein Einaug beobachtete dennoch, als sähe er auf die Saiten und Finger eines Spielgenossen, er merkte auf diese Weise nun auch ein eigenthümlich Lied ab, ein Lied vom Leben und vom Herzen!

Die Köhlerleute unterbrachen zuerst die Stille, wendeten sich an den Gensdarm und kamen mit ihm ins Reden. Vergangene und Zukunft des Mädchens wurden ihnen klar gemacht, wenigstens so viel der Mann davon wußte. Man konnte ihnen dasselbe nicht übergeben, denn es war noch vor Kurzem tobfruchtig und somit gemeingefährlich.

Die Mutter endete nicht mit Streicheln und Herzen und fuhr dem kranken blassen Kinde mit der rauhen Hand kosend über das feine Gesicht.

So mußte sie ihr Dorfl sehen und wiederfinden! Das war's, weshalb diese Haus und Heim und die Eltern verlassen, dahingezogen in die Welt, einem Duden, einem bösen Duden nach, doch auch dem Herzen.

Das arme betrogene, verlassene, gebrochene Herz!

An das fragliche Herz des Hans, an jene Waldesnacht, jenes Zusammentreffen und was sie ihm gesagt, dachte, trotzdem er kürzlich da war, dachte die Mutterseele jetzt gar nicht, die Mutter hatte nur Sinn für ihr Kind.

Sie sagte dem Gensdarm, sie wolle Alles zahlen — und stimmte darin überein mit ihrem Manne — und sollte es Weider Letztes kosten. Sie wollten zum Kreisorte fahren, sie wollten das Mädchen nicht ins Irrenhaus bringen lassen, sondern es selbst übernehmen, denn es wird, es muß gesund werden in heimischer Pflege, im alten Vaterhaus, am Mutterherzen!

So still war das Mädchen jetzt, so schwach, so thränenfeuchten Auges, und es rang nur die Hände ineinander, dehnte die Knöchel und sagte lei: „Müd'! müd'!“

Sie lehnte das Haupt gegen den Tisch. Die Mutter neigte dasselbe mit sanftem Berühren gegen ihren eigenen Busen herbei, es sank und sank allmählig, bis hinab in den Mutter Schoß ... die Arme entschlief da, die Eltern und selbst Tobert mit dem glühenden Einaug weinten leise, unhörbar, den Schlummer nicht zu stören.

Der Wäbnerbauer war längst vorbeigefahren, aber der Tobert wollte heute nichts mehr von ihm hören und wissen, er blieb.

Im Freien fuhr noch immer der Hans. Er fuhr förmlich im Kreise umher; überallhin wollte er, nur nicht heim, nicht einmal ins alte traute Dorf.

Die kalte Luft, der saufende Wind, die das Gesicht rötheten, der glatte Weg, das gleichmäßige sumrende Dahinziehen des Schlittens und das Vertiefen in Grübeleien hatten endlich auch einen eigenthümlichen Einfluß, eine umfangende, einflussende, einschläfernde Wirkung.

Schneeflocken fielen ebenfalls gar leise, leise herab, und sie fielen auf den Hans in endloser Fülle, sie machen ihn weiß, über und über weiß — er kam vor eine spiegelglatte Eisfläche und sah hinein, blank sah er seinen Widerschein. Aber wie sah er aus? Es war sein Gesicht und doch nicht. Falten, tiefe Furchen hatte es, blaß war es und ... das ist kein Schnee, nein, um Himmelswillen, greisgrau war er! ... das war nicht lagender Schnee, es waren silberblanke spärliche Haare, er war alt geworden, eine gedrückte, jämmerliche Gestalt. Er zitterte, er fühlte sich sinken, er sah ringsum aus nach Hilfe in seinem Leid, in seiner Schwäche und sei-

nem Greisenflechtum ... keine Hand rührte sich ihm entgegen. Er erinnerte sich, daß viele Geldsäcke da sein müssen, ja ringsum lagen sie, er deutete auf dieselben ... Alle die kamen und denen er die Geldsäcke zeigte, griffen nach diesen und eilten wieder davon, er blieb allein, hilflos, zitternd. Da drohete sein letztes Zusammenbrechen, er hatte noch einen einzigen, den größten Geldsack behalten, diesen bot er an für ein fühlendes Herz ... Niemand, Niemand kam ... er konnte sich nicht mehr halten, er stürzte nieder und das blankte Geld klirrte dabei hell auf ... es klang wie Schlittenschellen.

Er riß die Augen auf.

„Kapperl, was schlägst du so herum!“ Diese Worte rief er, als er vollends erwachte. Er sah, aus dem Traume sich zurechtfindend, daß ihm mitten auf einsamer Straße die Zügel entsallen waren, und das Pferd in die Leitriemen mit den Füßen verflochten stand und wild um sich schlug.

Er brachte Alles wieder zurecht, er mußte endlich umkehren und heim.

Als es dämmerte, kam der Hans wieder am Mauthhäuschen vorübergefahren, mit Schellen und Schlitten.

Die Stube war leer geworden. Der Mauth-Kasper gab jetzt den Tabak und die Cigarren, die Hans gegen Mittagzeit nicht haben gekonnt oder vergessen.

„Alles fort!“ sagte der Kasper, welcher im Gesichte des schweigsamer als je gewordenen Hans die Fragen las. Und der Zöllner wies nach dem Wege in die Ferne hin: „Vorüber! Alles vorüber!“

Das Wort „vorüber“ tönte dem Hans noch lange im Gehöre, als er schon im Vorüberstreifen einen flüchtigen Blick in den Spiegel des Mauthers gethan, als er sein Pferd langsamen Schrittes über das Bachbrücklein dem Bühlhose entgegen traben ließ.

Er kam an dem Waldstücke vorbei, durch welches er einen kürzern Weg hätte einschlagen können; aber er wollte in diesem Walde nicht fahren.

Er kam an dem Wirthshause vorbei, wo er sich hätte laben und stärken können; aber er wollte von dieser Wirthsstube, in welcher er einen Auftritt erlebt, nichts wissen.

Er hätte auch dem Wege ausweichen können, von wo man hinüberblickte nach einem Garten, in welchen die Fenster einer Hinterstube sahen, aus denen ein Licht drang, noch spät ein rothes Licht gar hell und grell in den blankweißen Schnee.

Er kannte das Stüblein aus Jugendzeiten her; es brannte das Licht in einem herzförmigen Gefäße vor dem Herzen der Bräute aller Bräute.

„Wegen einer Lieb!“ tönte es ihm ins Ohr. Und die Schellen klangen wie fallende Münzen.

Ha! Und gerad' weil's die Andern nicht glauben thäten ... doch er in Allem der „Hagmaier“, immer der Absonderlichste! —

Und ... und im nächsten Frühjahr freite der Hans um eine Braut.

Die Braut hieß Franzl!

Er hatte ihr's ja schon einmal versprochen.

Doch er mußte gar ordentlich, in Form alles Rechtsens und Herkommens freien. Und er erhielt erst das Jawort, als sich Freundschaft und Sippschaft ordentlich verbend, kein Wirth ins Haus gestellt.

Auch die Elternleute der Franzl kamen aus der Ferne herbei, wie sich das so brauchmäßig versteht. Jetzt war's ein ordentliches Freien oder „Richtigmachen“.

Erst nach all diesem sagte die etwas stützig gewordene Franzl „Ja!“ —

Das Kohlenbrennerdirndl durfte voreerst daheim im Walde bleiben, der Kreisarzt war dafür. Und Alles rings um das schwache, gar blaßgewordene Mädchen säufstigte, kühlte allmählig, weckte wieder ihr Herz und ihre Sinne. Sie blieb jahrelang gerne einsam, farg im Reden, still, nur manchmal sang sie mit herzergreifender Stimme hinaus in den Wald.

Sie horchte auf ein Echo.

Die Mutter blieb nun wieder daheim. Und vom Kräuterfieden für Fremde, von Karten und von Herzensgeschichten Anderer wollte sie nichts mehr wissen.

Nur Eines blieb ihr, trotz aller innern Buße, im Sinn, daß sie dem Hans das Herz müde gemacht.

Wie aber kam das?

Das ward von einer unsäßbaren Macht anders gelenkt, als sie geglaubt.

Doch Hans hatte ein Herz.

Dies sein Herz, von dem ihm gesagt worden, daß es ein anderes in Haus und Hof führen werde, nicht wegen Geld und Gut, sondern um der Liebe Willen — dies Herz, welches das Vorausgesagte wahr machte, nicht weil derlei Wahrsagung etwa Wissenschaft und Wahrheit, sondern weil ein gewichtiges Wort in unserem Innern sein eigenes Leben beginnt gleich einem ausgefreneten Samen Korn — dies Herz des Hans, welches er fühlte, jetzt so glücklich wie nie — feierte Hochzeit beim Wirth, an derselben Stelle, wo er einst vergeblich um ein gutes Wort bei Einer geworben.

Der Tobert spielte lustig zum Hochzeitstanz auf. So hat es ihm aus der Zither und dem Herzen kaum jemals geklungen und gesungen.

An derselben Stelle, wo dem Hans, bei einer andern Hochzeit, der flüchtige Tanz versagt wurde, stellte er nun, als Brautmann, sich seiner stolz-stattlichen Braut, der Aller schönsten in der Gegend rings, der mit dem Kranze geschmückten Franzl gegenüber und sagte, im Tone förmlich aufjauchzend:

„Ist's wahr ... gelt ... jetzt versagst mir den Tanz mit? Bist die Meine und magst Du tanzen mit mir?“

Sie sank an seine Brust — die Kameraden und „Gefreundeten“ überschallten mit Jauchzen ihre seligen Worte. Und sie „juchezten“ und schnalzten zum „Dreinspielen“ zwischen die „G'stanzl“, welche Tobl beim Tanze des Paares zugleich hell auf sang:

Kein Tag ohne Sonn  
Und kei' Nacht ohne Stern,  
Und kein Herz auf der Welt,  
Das kein and'res hätt' gern!  
  
Und kein Wald ohne Baum'  
Und kein See ohne Grund —  
Und ich hab mit'm Dirndl  
Den Himmel herunt!

Den Kohlenbauer hatte der Hans eigens zur Hochzeit gerufen, und der Alte nahm ein großes schweres Tuch voll „Bescheid-Essen“ und manches blankte Geldstück vom „Weiser“ (Hochzeitgeschenk) mit heim. Er ging beschwert, mit seinem langen Rock stapfend, vor dem Mauthhäuslein vorüber. Aber im Wald und auf dem Rauch zieht viel Kummer in die Wolken, und der Kohlenbrenner weiß, wie Alles ausglüht und verlischt — zu Zunder und Asche! Die Luft macht Alles heil!

Fragt nur nach im frei und stolz liegenden Bühlhof, wo die Tauben auf dem Dach schnäbeln und das „Gelt's Gott“ wie baares Geld gilt zu rechter Zeit und wo sie Herzen — Herzen — die Großen wie die Kleinen in der Hausstube — die Jungen wie die Alten!

#### Tanzauer.

(Zu einem Witbe von Ewers.)

Jüngst wandelt' ich, ein Lieb im Sinne,  
Zur Stadt hinaus, bergan, selbein, —  
Da hielt am letzten Haus ich inne,  
An grünumranktem Fensterlein,

Gebannt von einer Flöte klingen,  
In Seelenlauten — wunderbar;  
Dreim tönt's wie Weibes leises Singen,  
Wie Kindesjauchzen süß und klar.

Ich schaut' hinein, vom Grün umspinnen:  
O trauer Anblick! Goldes Bild  
Von selig-süßen Elternwonnen,  
Von Glück, das jeden Wunsch gestillt!

Vor ihres Erstgeborenen Wiege,  
An ihres Mannes Knie geschmiegt,  
Von Glück verklärt die reinen Züge,  
Die junge, schöne Mutter liegt.

Und holden Klangs begleitet leise  
Ihr Sang des Mannes Flötenspiel,  
Das schmeichelnd weckt mit süßer Weise  
Des Kindes schlummernd Tongefühl.

Dazwischen jauchzt aus junger Kehlen  
Ein Jubellaut, so hell und rein —  
Wie klingt er mir durch Herz und Seele,  
Webt mir ums Auge feuchten Schein!

Voll Nahrung wend' ich mich, zu gehen;  
Wie Segen ruht mein letzter Blick  
Auf diesem Bild, und leise sehen  
Die Lippen: „Gott erhalt' ihr Glück!“

S. 8.

#### Die Welt im Wassertropfen.

Novelle von E. M. Vacano.

(Schluß.)

8.

O die lange, lange Nacht! Die lange Nacht, wenn der Mond so grell scheint und das kleinste Blättlein am Busche, die tiefste Ritze des Felsens erleuchtet und erhellt und ebenso die dunkelsten Gedanken, die verborgensten Regungen unserer Seele mit so unbarmherziger Klarheit vor uns selber entschleiert in der Stille der Einsamkeit. O Sommernacht, die uns sagt, daß es noch Pracht und Frieden gibt auf Erden, und nur in uns nicht! Ottone durchwachte diese Nacht in Herzensqualen und rang sich durch in ein besseres, wenn auch elenderes Sein. Die düsterste Zukunft ist einem edlen Mannesherzen begehrenswerther als eine Gegenwart, vor der er erröthen muß, mehr als ein Glück, das durch ein Unrecht besteht,





Tonzauber. Originalzeichnung von Ewers.

und wäre es auch nur das arme Glück, den Anblick des geliebten Wesens länger zu genießen.

Und wie die Sonne aufging über den Firnen, die in einander wogten wie eine See zur Thauzeit!

Es war eine tiefe Ruhe über den jungen Mann gekommen, der mit der heißesten Seele die stärkste Rechtllichkeit verband, jene Rechtllichkeit, welcher schon ein Gedanke verantwortlich dünkt wie eine That.

Er hatte sich Alles zurechtgelegt. Er mußte die Festung heute noch verlassen. Der Grund dafür war bald gegeben in seinem Drängen nach baldigster Entscheidung seiner Zukunft. Ein Etwas sagte ihm, daß er keinen andern Weg vor sich habe.

Er sah von seinem Fenster aus Uda mit ihrem Gatten ihren gewöhnlichen Morgenspaziergang machen durch die thauschimmernden Vorbeerheiden des Gartens. Dann stiegen sie auf die Terrasse hinauf und sie setzte sich an den Arbeitstisch, der dort stand. Der Kommandant entfernte sich durch die Terrassenthüre in das Haus. Ottone begab sich nun in den Garten. Er wollte hier beginnen, die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Er näherte sich der Terrasse und stieg die Stufen derselben hinan. Er grüßte seine Tante und sie dankte ihm freundlich, so freundlich, wie er sie noch nie gesehen.

Und nach einem kurzen Gespräche theilte er ihr so nebenbei mit, daß er abreisen wolle, heute noch.

Sie arbeitete weiter an ihrer Sticerei. Dann aber schaute sie ihn an, und er blickte in eine verstörte Miene.

„Ach nein,“ sagte sie leise, „Sie müssen noch bei uns bleiben.“

Er schaute sie überrascht an. Sie war jetzt ruhiger geworden, ihr Auge ruhte heller auf ihm. Sie fuhr fort. „Ich fürchte, Sie haben sich über mich zu beklagen gehabt. Ich bin ein seltsames, launisches Wesen. Ich bin eben ver-

hättschelt. Sie müssen mir verzeihen. Ich will nicht schuld sein, daß Sie das Haus Ihres Onkels, des einzigen liebevollen Verwandten, den Sie auf dieser Welt besitzen, so verlassen. Sie gehören vielleicht mehr hierher, Sie haben vielleicht ein größeres Anrecht auf diese behagliche Häuslichkeit, als ich. Sie haben mein Betragen gewiß mißverstanden. Ich bin nicht stolz. Auf was sollte ich stolz sein? Ich bin ja selber so dankbar und glücklich, hier ein Ruheplätzchen gefunden zu haben. Ich war nicht glücklich — früher. Mein Vater liebte das Reisen, er hatte nirgends eine Stätte. Er reiste das ganze Jahr hindurch von Ort zu Ort, in der Schweiz, in Frankreich, in Italien, überall wo sich die vornehme Welt, die Welt der Touristen zusammenfindet. Ich hatte immer schöne Kleider und Unterhaltung, aber ich war nicht glücklich. Da kam der Kommandant und nahm mich aus diesem Leben weg. Ich kam mit dem edlen Manne hier in einen großen Frieden. Ich bin hier übermüthig geworden und bedachte nicht, daß ich Sie tranken könne. Manfredo selber hat mich auf meine Unart aufmerksam gemacht, und ich versprach ihm, mich zu bessern. Und ich thue es so gern. Denn Alles, was ihm Freude macht, ist mir mein liebstes Sinmen; ich halte mich an ihn, wie an meinen einzigen Halt im Leben. Was Wunder, wenn ich da wenig denke, wie ich sonst mich gebe? Es war nicht Abneigung von mir oder Stolz. Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn Sie von hier früher fortgingen — um meinethwillen. Das dürfen Sie mir nicht anthun. Seien Sie überzeugt, daß Sie mir lieb sind, lieb als derjenige, dem mein Gatte so viel Gutes gethan hat. Und ich bitte Sie, auch mein Freund zu werden! ... Bleiben Sie noch ein wenig in Ihrem jetzigen Heim; ich weiß, wie weh es thut, stets unter Fremden zu weilen und wie glücklich es macht, zu sagen: ich bin daheim! Ich habe ja auch kein anderes Zuhause. Die Güte meines Gatten schafft ein Paradies für

Alle, welche um ihn weilen dürfen. Also geben Sie mir die Hand und — versprechen Sie mir, mein guter Freund sein zu wollen. Wollen Sie das?“ ...

Sie streckte ihm die Hand entgegen, aber er zog die feinnige hastig zurück. Aller mühsame Friede war aus ihm gewichen, er war wie in einem Sturm.

„Ihr Freund!“ sagte er. „Ich kann es niemals werden.“

Sie erblaßte. Auch ihre ruhige Freundlichkeit schien jetzt verslogen in einer großen Furcht.

„Oh!“ seufzte sie schmerzlich, und ihre Lippen vibrirten.

„Sie mögen mich nicht. Ich verdiene das wol von Ihnen. Aber ich habe Sie um Verzeihung gebeten! ... Und dennoch können Sie mich nicht leiden?“

„Nein!“ sagte er wie verzagend.

Ihr innigstes Fühlen brach aus ihrem Herzen, aller Resignation zum Trost. Es gibt Augenblicke, wo man wahr sein muß, selbst um den Preis des Himmels.

„Was habe ich Ihnen denn gethan?“ flüsterte jetzt sie erregt. „Warum wollen Sie nicht mein Freund sein?“ ...

„Weil ich Ihnen Alles das nicht geben kann, was ein Freund geben muß!“ sagte er ausbrechend. „Weil ich Ihnen nicht die Aufrichtigkeit eines Freundes geben kann, Ihnen niemals! Weil ich es nicht hören kann, wenn Sie sagen, daß Sie meinen Onkel lieben und weil ich es ebensowenig ertragen kann, wenn Sie sagen, daß Sie ihn hassen. Oh, ich weiß nicht mehr, was ich rede, ich weiß nur, daß ich nichts dafür kann ... daß ich noch so jung bin, daß mein Herz so voll ist und überströmt. Ich kann Ihr Freund nicht sein, niemals! ... Und jetzt — ich will fort, ich muß fort — leben Sie wol!“

Er hatte sich erhoben, und ohne umzuschauen, ohne einen Blick auf sie zu werfen, lief er die Terrasse hinab, durch den Garten hinaus — hinaus.

Jetzt erhob sich in dem offenen Salon neben der Ter-



rasse ein Mann, der da unbemerkt und still über einer Schrift gefesselt hatte. Nur Ada hatte gewußt, daß der alte Kommandant dort weile und jedes Wort höre. Jetzt trat der düstere, weißbärtige Mann bleich und streng vor Ada hin und sagte: „Was war das, Ada?“

Und sie brach gleichsam in sich selber zusammen und schüttelte wild das Haupt und brach in Schluchzen aus: „Oh, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, Signor. Ich weiß nur, daß ich sterben will! Töden Sie mich — aber so tödten Sie mich doch! ...“

Und sie sank bewußtlos in ihren Stuhl zurück.

Der alte Kommandant sprang ihr nicht zu Hilfe. Er schaute auf das arme Wesen herab mit einem Blicke, wie ihn ein verfolgtes Wild dem Jäger zuwerfen mag, dessen Kugel ihm ins Herz dringt.

Tief still war es um die Beiden.

Dann kam ein bitteres Lächeln über sein edles, altes Gesicht. Es war ein seltsames Lächeln, wie ein Abschied von einer letzten Hoffnung, von einem liebsten Glücke. Der Tod selber ist nicht so grauenhaft und schmerzlich wie das letzte Lächeln eines Menschenantlitzes, das noch weiter leben wird.

Sein strenges und so gütevolles Antlitz ruhte in seinen Händen. Aufrecht stand der alte Mann da, aber man sah an dem Zittern seines Nackens, daß er bitterlich schluchzte. Wenn ein Jüngling weint, dann ist das wie ein Frühlingsgewitter, das wol manche süße Blüthe zerstört, aber doch den Mai weiterglitzern läßt. Beim Greise jedoch ist das Weinen wie ein Herbststurm, es zerzt das letzte Laub vom Baume.

\* \* \*

Signor Ottone hatte die Festung verlassen. Als eine Stunde später der Kommandant sich nach ihm erkundigte, wußte Niemand, wo er geblieben sei. Man hatte ihn hinabgehen sehen nach Renzano. Sein Gepäck hatte er zurückgelassen. Er wollte also wiederkommen.

Er war nach den Felsen gegangen, wie man wissen mochte.

Da zeigte sich die dürre Jose vor dem Kommandanten. Sie schen, leise flüsternd, sich umschauend, ob nicht ihr Gatte hinter ihr sei; schlangengleich, bereit hinter jede Hecke zu schleichen, grüner gekleidet als je war sie. Und die flüsternde dem Kommandanten beinahe ins Ohr:

„Ich höre, daß Sie den Signor Ottone suchen, Excellenza. Ich habe ihn gesehen. Denn ich pflege meine Mußestunden damit hinzubringen, daß ich durch die Schießscharten hindurchsehe. Ich stecke dabei, um nicht müßig zu sein. Und da sah ich Signor Ottone den steilen, schmalen Weg gegen die Felsen hinabsteigen. Er hatte ein kleines Bündel in der Hand. Er rastete nicht dort, wo die Leute rasten, welche die Vorräthe bringen. Und wenn er so fortgegangen ist, muß er jetzt schon auf der Landstraße der Räuber sein, wenn er nicht — wenn er nicht bei der Lecca ist ...“ Sie knirte und wartete auf Antwort. Aber der Kommandant antwortete nicht, sondern nickte nur.

Und da sie entlassen war, schlang sie sich mit ihrem Schlangenkleide durch das Grün des Vorgartens davon — unfassbar.

Dichte Wolken hatten sich über der Festung zusammengezogen. Wie Schwefel lag es in der Luft, und stellenweise erschien die Ferne so grell und hell. Ein wüthender Wind zerzte an den Gebüsch.

Und in diesem wüthenden Winde suchte der alte Kommandant, das Köppi tief in's Gesicht gezogen und einen faltigen Militärmantel um sich gehüllt, den Weg hinab gegen die Felsen. „Es wird einen Sturm geben!“ sagte der Campü zu seiner Frau in der Wirthsstube. „Wie gut, daß wir Alle daheim sind! ...“

9.

Der Sturm hob seine Stimme und finstere Wolken zerrißen sich an der Festung. Tief unten im Thale blühte es schon und der Donner rollte. In der Festung droben war es jedoch nur schwül und dunkel als ob die ganze Welt rund um ausgelöscht wäre.

Bei der Lecca unten fand der Kommandant seinen Ottone.

„Wo wolltest Du denn hin?“ sagte er streng. Nicht zornig, aber gewaltig.

„Ich ... Ich wollte ...“

„Du wolltest fortgehen von uns wie Einer, den die Lieblosigkeit vertreibt, oder — Schlimmeres,“ sagte der alte Kommandant dumpf. „Komme mit mir zurück.“

Sie schritten den steilen Felsenpfad hinauf zur Festung. Der Wind zerzte an jedem Blatte wie wüthend. Die beiden Männer mußten sich oft an einander halten, um nicht gehindert zu werden im Vorwärtsschreiten, und trotzdem fiel noch kein Regentropfen.

Je höher sie stiegen, desto schauerlicher wurde die Ferne. Die ganze Welt schien zu flammen. Blitze zuckten durcheinander. Der Donner heulte laut und wüthend und ballte

die kleinen Wolken über der Festung zu Ungethümen zusammen. Die Beiden sprachen nichts miteinander. Sie kamen in der Festung an, und der Kommandant führte Ottone nach der Wohnung seiner Frau. Dort saß Ada mit Signora Cecca, ängstlich in den gährenden Sturm hinausstarrend, der nicht losbrechen mochte.

„Hier bringe ich Dir unseren Flüchtling zurück,“ sagte der alte Kommandant kurz zu Ada und ließ den Mantel an sich herabsinken. Signora Cecca sagte Etwas und wollte sich erheben und das Zimmer verlassen. Der Kommandant aber wandte sich zu ihr und sagte: „Bleiben Sie, Signora. Das, was hier geschieht, müssen auch Sie wissen. Sie gehören ja zur Familie und sind eine ehrenwerthe, brave Dame.“

Signora Cecca setzte sich wieder.

Draußen wogten die Wolken immer höher hin. Wie Nebel stiegen und dampften sie empor und gelbe Lichter bezeichneten ihren Weg. In der Ferne grollte es ohne Unterbrechung. War das Donner? Es war wie das Brüllen eines hungrigen Thieres.

Ottone hatte gegrüßt und war dann ans Fenster getreten. Der alte Kommandant stand mitten im Zimmer. Ada war weiß wie Schnee; sie hatte sich erhoben und war zu dem alten Manne geeilt und hatte sich an ihn geschmiegt.

„Was hast Du denn?“ fragte der Greis mit einem Ausdrücke unennbarer Güte in seinen wettergebräunten, edlen Zügen. Sein weißes Haar flatterte in dem Hauche, welcher durch das Zimmer strich. „Es wird Sturm geben. Weiter nichts.“

Sie schaute so zagend zu ihm auf, so schuldbehaftet, und dann nach Ottone hinüber, der hochaufgerichtet am Fenster stand. Der Sturm wühlte in seinen wilden schwarzen Haaren und seine braunen Augen schauten hinab in die Tiefe, die wie ein brodelnder Kessel wallte, und es war, als wolle er sich hinabstürzen in die Zerstörung.

Signora Cecca saß unbeweglich da, die hageren Hände auf den Knien gefaltet, mit zärtlicher Besorgniß auf den alten Kommandanten schauend.

Die Wolken waren jetzt bis heraufgestiegen und andere dunkle Wolken senkten sich von droben herab und das ballte sich in wirrem Drängen vor den Fenstern. Ein Gewitter auf den Höhen der neapolitanischen Apenninen ist, ehe es losbricht, so grauenhaft in seinem Ringen und Drängen, daß keine Feder im Stande ist, die tausendfachen Bilder dieses Kampfes zu beschreiben. Eine sanfte Stimme tönte durch diese Schwüle, durch dieses Dunkel, durch dieses Grollen von unten auf: „Ich allein bin schuld daran, Manfredo. Ich war zu glücklich. Bedenke, ich lebte so lange in wüster Raftlosigkeit, dann kam der Frieden, dann kam Deine Güte, dann kam die Rettung durch Dich. Und ich wurde froh, und begann erst zu leben und hatte Wünsche ... und da kam er. Was konnte ich thun? Vergib mir, oh, verzeihe mir!“ Und Ada neigte sich auf die Hand des alten Kommandanten nieder und küßte dieselbe.

Das Grollen war jetzt wie in dem Felsen selber. Es brach los und schüttelte das ganze Haus, aber kein Tropfen fiel. Man sah im Zimmer nicht zwei Schritte weit. Und die Stimme, die jetzt sprach, schien nur ein Theil des Grollens zu sein und körperlos.

„Mein liebes Kind, ich allein bin schuld. Nichts Schlimmes ist geschehen. Ihr liebet Euch, das ist Alles.“

Ottone stand am Fenster, und das Meer von Sturmwolken peitschte jetzt bis ins Zimmer herein, von Flammen der Hölle durchleuchtet. Plötzlich faßte eine starke Hand den Arm des jungen Mannes und zerzte ihn zurück, denn seine Seele war seinem Willen gleichsam schon vorausgestiegen in die Tiefe hinab.

„Bist Du wahnsinnig, Ottone?!“ rief der Kommandant mit starker Stimme. „Bleib stehen, Mann! Komm her da zu mir, und höre mich an! ...“

Die Stimme schwieg abermals. Bleischwer ward die Luft. Blätter wirbelten ins Zimmer, man hörte draußen ein Knacken und Zertrümmern der Bäume, manchmal einen Schreckensruf. Das Haus lebte. Was aber galt dieser Sturm gegen den Sturm in dem Herzen Ottone's, als die feste Stimme des Kommandanten hinzufügte:

„Ada ist frei, Ottone. Sie ist nicht meine Gattin, sie ist mein Pflegekind.“

10.

„Höre weiter! Ada's Vater, der Baron Maroyn, brachte sein Leben damit hin, überall zu sein, wo die große Welt lärmt und — spielt. Das arme Mädchen! Ich sah sie in Monaco am grünen Tische sitzen und durch ihr Lächeln und durch Goldstücke, die sie mit unsicherer Hand setzte, Fremde zum Spielen anregen. Sie mußte spielen, ohne zu wissen, was das Spiel sei, wie das Kind eines Seiltänzers auf schwankem Strick über den Abgrund schreiten muß. So, so sah ich sie. Und mein thörichtes altes Herz — liebte sie. Ich bin ein alter Mann, aber die späte Liebe ist oft die stärkste. Ich wollte sie retten, damals für mich. Ich sagte ihrem Vater, ich wolle sie heirathen. Er war es zufrieden. So

viel Vaterliebe war doch noch da in seinem vertrockneten Herzen, daß er sein Kind frei geben wollte von seinem eigenen unrettbar verpfuschten Dasein. Ich nahm Ada mit mir. Aber sie wurde noch nicht meine Gattin, das verbot mir mein Gewissen. Ich gesellte ihr in Mailand diese würdige Dame, die Wittve eines meiner Kameraden, bei und sagte dem armen Kinde: „Ich habe Dich lieb, aber um Deinetwillen, nicht um meinethwillen. Du bist jetzt so selig darüber, aus jenem Leben gerettet zu sein und würdest mir überallhin folgen, selbst in die Fesseln einer Ehe, die wol für mich ein unbeschreibliches Glück wäre! Es muß sich aber zeigen, ob Deine Dankbarkeit — Liebe ist. Weil ich Dich liebe mit der großen Sehnsucht eines Greises, welcher jung geblieben ist in seinem darbenenden Herzen, nahm ich Dich aus der Gefahr. Aber nur wenn Du auch den Frieden und die Lebenslust des sorgenlosen Daseins kennen gelernt hast, wird es sich zeigen, ob Du an meiner Seite bleiben magst. Vor der Welt, das heißt vor dem kleinen Kreise von Menschen im weltverlassenen Renzano, mußt Du schon für meine Gattin gelten. Und wenn Du dann ein Jahr dort verbracht hast unter dem Schutze dieser würdigen Dame, dann will ich Dich fragen. Und wenn Du auch dann sagst: „Ja, ich will Deine Gattin werden, Vater! ...“ Dann bin ich ein gesegneter Mann. Wenn aber Dein Herz einen anderen Flug nehmen will in seiner Freiheit, dann will ich Dir das Glück geben, welches Du ersehnt, mein liebes, mein geliebtes Kind.“ So sprach ich, und wir kamen hierher. Diese würdige Dame, deren Zimmer zwischen der Wohnung Ada's und der meinigen gelegen, gleichsam ein neutrales Gebiet war, wußte allein um den Stand der Dinge. Dann kam aber eine Zeit, wo ich mir sagte, ich müsse mehr thun, als warten, ich müsse Ada in das Leben hinausfenden, damit sie wählen könne zwischen dem Leben an meiner Seite und einem lauterem Leben an der Seite eines gleichartigen Gatten. Da kam Dein Brief. Ich berief Dich hierher zu uns und ich sehe jetzt, daß ich nichts mehr zu hoffen habe. Ich schäme mich des Leidens nicht, welches ich Euch vielleicht unabsichtlich gezeigt. Aber im Innersten meiner Seele, da hege ich klar die Ueberzeugung: Es ist besser so. Sie ist frei. Sie wird Dein Weib werden, mein lieber Sohn.“ Die Stimme schwieg.

11.

Draußen strömte es vom Himmel. Es war als solle die Erde ersäuft werden. Die Wässer rauschten auf die Steine der Festung nieder und sprühten ab von den Steinen und weit drunten hörte man dieselben in brausenden Wasserfällen stürzen, mit zerstörender Wuth.

Und Ada und Ottone fanden sich zu den Füßen des alten Kommandanten in inniger, sprachloser Umarmung. Und seine Stimme klang fester, wie er nach einer Weile sprach. „Ihr werdet euch hier trennen müssen. Du wirst nach Rom gehen, und dann nach der Schweiz, Ottone, wo ich Dir eine Stelle so gut als sicher gemacht habe. Und Ada wird Dir dann nachkommen unter dem Schutze der guten Cecca. Alles, was ich besitze, gehört euch. Ihr werdet nie hierher zurückkehren und Niemand wird wissen, wie glücklich Ihr seid, nur ich!“

\* \* \*

Blitz und Donner und Wasserströme und Finsterniß. Und ein paar glückliche Herzen und das leise Schluchzen einer guten alten Frau. Und ein Mann, welcher da stand und den Naturgewalten lauschte, ergeben und furchtlos ...

12.

In der Festung Renzano hieß es seiner Zeit, Signora Ada sei kränkelnd nach einem nordischen Bade geschickt worden, und nach einer Weile, als Signora Cecca allein zurückkam, hieß es, sie sei dort gestorben.

Und die Grizza sah ein, daß das Leben so kurz sei, und eines Tages sagte sie zu ihrem dicken, blauäugigen Schützling Molino:

„Molinuccio, ich halte Dir jetzt mein Versprechen. Ich habe Dir eine hübsche Braut gefunden und eine reiche Braut. Es ist die Nina in Renzano unten.“

„Was!“ sagte Molino mit runden Augen. „Die Schöne! ... Von der ich immer ...“

„Ja, von der Du mir immer erzähltest und welche Du doch nicht anzusprechen wagtest!“ lächelte die gute Grizza und das Gewitter über ihrem Haupte erschien nur noch wie ein Wetterleuchten am Sommerhimmel. „Ich habe es richtig gemacht. Du gefällst ihr. Und ich sagte ihnen, wie brav Du bist. Und sie ist reich, hat Haus und Hof und Du machst eine gute Partie. Nur mußt Du Dich entschließen, das Geschäft ihres Vaters fortzusetzen, sobald Du den Dienst hier verlassen hast. Du mußt ein Bettler werden und seinen guten Platz am Genfer See einnehmen, da er sich zur Ruhe setzen will.“ Molino hatte gestrahlt vor Freude; jetzt wurde er aber still. „Ein — ein Bettler werden?“ sagte er endlich.



„Narr, um noch mehr Geld zu verdienen. Du wirst der reichste Mann in Kenzano unten, aber das Geschäft darf man nicht brach liegen lassen!“ eiferte Grizza.

Da fing der Molino zu schluchzen an und sagte: „Zia, nein, das kann ich nicht. Ich halte die Nina für das schönste Mädchen von der Welt, aber... aber bittet, das werde ich niemals treffen. Seien Sie nicht böse, aber ich kann's nicht. Lieber arbeiten, bis mir die Hände nicht mehr Dienste thun wollen...“

Die Grizza nickte ihn beifällig an und ihre schwarzen Augen waren feucht. „Das ist brav!“ sagte sie. „Hätt's auch nicht mögen, daß Du einverstanden gewesen wärst. Siehst nicht unsonst meinem kleinen Carlo ähnlich. Der wäre auch so brav geworden. Und 's ist auch gar nicht nöthig, daß Du Bettler wirst. Der Alte ließe sich seinen Sommeraufenthalt am Genfersee gar nicht nehmen. Du heirathest die Nina und führst die Wirthschaft!“

\* \* \*

Die Lecca wurde keine Sängerin und Prinzessin. Es fanden sich wol genug Herren, von den Räubern herbeigeführt, von der Felsenwelt angezogen, die ihre süße Stimme hörten und sie zur Künstlerin ausbilden lassen wollten; sogar ein Impresario aus Amerika war darunter. Aber die Lecca schüttelte zu allem den Kopf und sagte zur reisenden Madre: „So schön wie der Signor Ottone war, kann doch die ganze Welt nicht sein. Seit ich ihn gesehen, freut mich auch der Gedanke ans Theater und an Schmuck nicht. Ich will lieber hier bleiben.“ Und sie blieb und sang nur für sich allein und wurde später die Magd ihres Bruders Pierino, welcher die Stelle seines Vaters einnahm „auf der Straße“.

\* \* \*

Und auf der Festung lebte der alte Kommandant weiter. Signora Cecca Panuzzi leitete sein einfaches Hauswesen. Er war sehr streng und sehr still. Der dicke Lieutenant Renzo war dafür lauter als je von Liebesaffären, er mußte ja eine Scharte auswecken! ... Denn seine Mutter hatte ihn nach Mailand berufen, damit er dort ein schönes, junges, reiches Mädchen heirathe. Der dicke Lieutenant hatte Urlaub genommen und war nach Mailand gereist. An der Kirchthüre überfiel ihn aber eine plötzliche Angst, er war eben nur gewohnt, mit photographirten und in Farbendruck prangenden Frauenzimmern zu verkehren, und er ging durch. Er ging durch und hielt nicht an, bis er sicher in seinem Zimmer auf der Festung Kenzano saß, „gerettet“. Nach und nach erholte er sich wieder, redete sich ein, er sei „aus Blasirtheit“ durchgegangen und wurde wieder der alte Bramarbas.

So ging das Leben wieder ruhig hin in dem kleinen weltverlassenen Felseneste. Und wenn im Abendfinken der alte Kommandant auf der Terrasse saß und über die Wäldchen seiner Pfeife hinaus in die Ferne blickte, als sehe er dort Etwas, was Niemand außer ihm erblickte, da pflegte ihm Signora Cecca die süßesten Arien Bellini's und Donizetti's vorzusingen. Und dazwischen sagte sie vielleicht:

„Nicht wahr, alter Freund, die Kunst ist doch das Beste und das einzige Wahre im Leben! Das Glück? O ja, es mag recht nett sein. Aber es birgt stets ein bißchen Angst und oft sehr viel Leid, aber die Kunst schafft ein so sicheres Leben um uns. Sie macht so ruhig und Niemand kann sie uns rauben. Sie ist treu!“

„Treu,“ sagte der alte Kommandant leise. Und sein Blick ruhte in der Ferne.

Und in einem hübschen, kinderdurchlachten Hause an der Gotthardbahn oben sagte wol in derselben Abendzeit ein süßer Frauenmund, über den sich Männerlippen neigten: „Willkommen, Du Lieber! Bist Du recht müde?“

„S gab viel zu thun an der Bahn, Aida. Jetzt aber will ich das Leben genießen. Herbei, Kinder, aufgedeckt auf der Terrasse draußen. Ein herrlicher Abend, Aida, nicht? Die Vögel singen, die Höhen rauschen, die Zither klingt im Thale, die Lüben lachen!“ ... Und sie nickte und sagte sinnend: „Wie still wird es jetzt in Kenzano sein!“

Beim Federballspiel.

Nach dem Gemälde von Pagliano.

Der liebenswürdige Mailänder Meister, welchem wir das Original dieses Holzschnittbildes danken, versteht es in ganz ungewöhnlichem Maße, die Herren und Damen der Gesellschaft des 17. Jahrhunderts an der Wende desselben in überzeugender Lebenswahrheit darzustellen. Es ist nicht das treu beobachtete Costüm allein, was seinen darstellenden Gestalten des Gepräges der Echtheit gibt. Er hat jenen Menschen die durch Sitten, Lebensgewohnheiten und Trachten gemeinsam bedingte besondere Art der ihnen als correct geltenden Manieren, Haltung und Bewegungen, hat ihnen ihre eigenthümliche Grazie abgelauscht, als ob er die Damen in bauschigen Reifröcken mit Schönlackpflasterchen auf Wangen und Brust, die Herren mit gepuderten hochtourpirten Frisuren, langen Schoswesten, Kniehosen und Schnallenschuhen und den Galanteriebeugen unter den breiten Rockschößen noch mit eigenen Augen miteinander promeniren, Menuett tanzen, sich complimentiren, die weich gestimmten Seelen gegenseitig ausschütten,

zarte Geständnisse flüstern und auf dem Rasenplatz der Parks Ball schlagen gesehen hätte. Dies Spiel gehörte in der Gesellschaft des 17. Jahrhunderts zu den beliebtesten, am meisten geübten unter den körperlichen Bewegungsspielen. Wenn man auch weit davon entfernt war, es in dem ernsthaft gymnastischen Sinne aufzufassen und zu betreiben, wie die heutigen englischen „Athletic-Clubisten“ ihr Lawn tennis. Von seiner großen Beliebtheit zeugt die Einrichtung besonderer, nur zu seiner Ausübung bestimmter öffentlicher Localitäten. Eine solche hat bekanntlich geschichtlich Bestehen erworben! Das „Ballhaus,“ das „Jeu de paume“ zu Versailles, in welchem die Abgeordneten der ersten Constituante der großen französischen Revolution 1789 sich versammelten und den Schwur leisteten, sich nicht zu trennen, ehe sie Frankreich die Freiheit gegeben hätten. Aber das Federballspiel im geschlossenen Raum ist und war jederzeit doch nur ein Nothbehelf, wenn Jahreszeit oder Witterungsunst dazu nöthigen. Um die rechte volle Lust zu gewähren und zu erzeugen, muß es in schönen Frühlings- und Sommertagen, wenn die Lüfte wehen, auf grünem Rasen gespielt werden. An einer solchen Partie ist die Schöne unseres Bildes betheiligt, die reizende Tochter des 17. Jahrhunderts, deren erhitzte Wangen der Sommerwind säthelt und deren lächelnde Augen den heiteren Glanz der Sonne und der reinen Himmelsbläue zurück zu strahlen scheinen, während die kleine Hand mit so viel Grazie als Geschick und Sicherheit das Raguette schwingt, mit welchem sie den aufschlagenden Federball dem Gegner zurückschleudert.



Unter den mannigfachen Coiffuren, welche aus Federn, Blumen, Goldspitzen, Chenillemonturen, Schleifen u. s. w. bestehen, hat sich seitens der Frauen eine Art besonderer Vorliebe zu erfreuen, da sie neben der Kleidsamkeit den Vorzug besitzt, daß sie, infolge der Eigenart des Arrangements, auch als Folie für Brillanten, Diamanten, Rosetten und Agraffen aus Edelsteinen dienen kann. Diese Coiffüre besteht in einem mit Spitze begrenzten Diadem aus Sammet, welches hochstehend im Halbkreis das Haupt umschließt, während die faltige Spitze dem Haar aufliegt. Ein Gummiband hält das Diadem hinten zusammen. In Ermangelung kostbarer Ausstattung verleiht eine Stickerei von Goldfäden und Perlen (oder nur von letzteren) dem Sammetdiadem ein ebenso grazioses wie reiches Aussehen.



Für junge Mädchen gibt es in diesem Genre eine andere Novität, die im Ballsaal, im Concert und im Theater am Platze ist; ein einzelner Blüthenzweig, einige Ranken leicht und anmuthig zusammengefaßt und mit Schlingen und Enden schmalen Sammet-, Füll- oder Reppbandes als Abschluß zusammengewunden, bilden eine höchst anmuthige und empfehlenswerthe Garnitur (s. Abb. 1).

Die kleinen Peterinen „à l'Espagnol“ (s. Abb. 2-5), denen die Mode zur Zeit sozusagen einen Freibrief ausgestellt hat, sind überall vorgebrungen: aus Plüsch, Vespel, Pelzwerk für die Straße, aus Stickerei,



Spitze, Chenille für die Abendfeste, aus Gaze, Seidenstoff, Brocattelle für den Ballsaal hergestellt. Für letztere Gelegenheit erwächst ihnen eine Concurrenz in den sorties, die neuerdings ihre Auserkennung in vollem Umfange zu feiern scheinen, seitdem der Chally, die Pomponchenille, die chenillirte Seidengaze und die Seiden Spitze mit glücklichem Geschick hierfür gleichwerthig gemacht worden sind. Die erdme-farbene Seiden Spitze liefert mit Band und Blumen zusammengestellt ein duftiges Toilettenstück dieses Genres; die Gazarten, mit Vemicellsefranze oder Blutegehenille assortirt, geben hübsche sorties in Burnusform oder

als Peterinen à l'Espagnol mit herzförmig zugespitztem, oder vieredigem, mit Franze begrenztem Ausschnitt.

Wenn auch die Wahrheit des alten Spruches: „Nichts Neues unter der Sonne“ sich tagtäglich, selbst im Gebiet der Mode bestätigt, so schließt diese Erfahrung doch nicht aus, daß die immer sich wiederholende Neubelebung des Alten feltame Ueberrassungen für uns bereitet, zumal wenn letztere Gestaltungen schaffen, die wir für die Dauer überwunden erachteten. Was werden wol unsere Leserinnen sagen, wenn eines Tages die Mode dem fachen Schuß der Restaurationszeit, dem mit Kreuzbändern besetzten, ausgehühten Schuh, in dem unsere Armütter ihr steifes Menuett absolvirten, den Beglaubigungsschein ausstellt? Ich kann verrathen, daß diese ehrwürdige Chausüre wenigstens im Antichambre der Mode sich bereits gezeigt hat, daß die fashionablen Seebäder Englands, Frankreichs und Amerikas schon davon zu berichten wissen und mancher zierliche Fuß die Kreuzfüße bereits mit Vergnügen und Geschick angelegt hat. Erwarten wir das Weitere!

Die Wahrnehmung, daß die Mode sich darin gefällt, besondere Effecte in scharfen Contrasten zu suchen, erneut sich immer wieder. Während man in den vornehmen Salons des Faubourg St. Germain für jugendliche Erscheinungen einerseits nichts reizender findet als die Ballrobe aus weißem Seidentüll, weißer Seidengaze, weißem crêpe-lisse mit weißer Taille à la Vierge, aus Satin, Damast, Plüsch, huldigt man andererseits ebendasselbe den schwarzen Toiletten, selbstverständlich in elegantester Form. Demgemäß werden sie aus gemustertem Seidentüll, gesticktem Tüll, schwarzer Gaze, indischem Crêpe über einer seidenen Unterlage hergestellt oder die leichten Stoffe dienen dem Rock mit Schleppe aus faille, Damast, Atlas, Brocat zu geeigneter Draperie. Auch schwarzer Sammet mit Spitzenvolants und Tunitabraperie aus Spitzen ist eine beliebte Zusammenstellung und die decolletirten mit Vertzen und Blüthenzweigen ausgestatteten Taillen verleihen der Toilette den Stempel der Distinction. Blumenketten in lebhaften Farben, oder auch einzelne Blüthen in den Puffen des duftigen Gewebes angebracht, ziemen vor allen der tanzenden Jugend; ältere Damen und Frauen gehen nicht so verschwenderisch damit um, auch wählen sie vielfach Blumen aus Perlen mit Sammetlaub, Sammetblumen mit Federn oder kleinen Vögelchen zusammengestellt oder Federnaitrettes in lebhaften Farben.

Im Frauenleben wird keiner Toilette eine solche Sorgfalt gewidmet und solche Bedeutung beigelegt, wie der Brauttoilette. Und doch sieht sie in einem gewissen Widerpruch zur Mode, denn den allgemeinen Grundsätzen zufolge soll gerade die Brauttoilette, das Bild der Demuth, der Hingebung, der Bescheidenheit präsentirend, einfach und anmuthig gewählt werden. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, kommt der Stoff in keiner Weise, wol aber die Art der Anfertigung einer Brauttoilette in Betracht. Ob dabei kostbare Gewebe, wie Atlas, Damast, reps ottoman, satin duchesse oder einfachere Stoffe, wie: faille, Kaschmir, volle, virginie, Mull, crêpe-lisse u. s. w. zur Auswahl kommen, hängt lediglich vom individuellen Geschmac wie von den äußeren Verhältnissen der Braut ab; überdies kann der werthvollste Stoff in seinem Ensemble einfacher erscheinen, als ein ostentatids aufgebauschtes Mull- oder Voilekleid. Die charakteristischste Bezeichnung einer Brauttoilette liegt in dem Ausbruch „Gewand“. Dasselbe soll in seiner Stofffülle wie im Arrangement die Gestalt in schönen Linien umfließen, faltenreich und lang soll die Schleppe wallen, anmuthig und grazios der Schleier das Haupt und den Oberkörper verhüllen. Die Brauttoilette darf nicht nur abweichen von der herrschenden Mode, sie wird sogar mit einer gewissen Willkür dirigirt, die indessen stets einfache Eleganz, die sich mit den Grundelementen der zur Zeit herrschenden Mode dennoch vereinigen läßt, zum Ziel hat. Ob man daher garnirten oder ungar-nirten Rock wähle, Schößtaille oder Prinzessform, Paniers oder Tabliers, Volants, Puffen, Spitzen, Plüsch oder sonst modernes Weirerk, wird immer nebensächlich sein, sofern das Ganze der ersten Feier in Würde und Einfachheit angemessen erscheint. Aehnliches ist von dem Schleier zu sagen (siehe Abb. 6 und 7). Ab-



solut schreibt die Mode es niemals vor, daß derselbe schawartig zu beiden Seiten herabfallend oder à la juive gesteckt werde, ebensowenig herrscht ein Zwang, sie in Form einer Krone, das heißt mit bichem faltenreichen Köpfchen inmitten des Kranzes zu besetzen. Von dem Schleier aus Spitzenstoff hat man aus Rücksicht für den enormen Preis Abstand genommen, überdies wirkt der weite und lange Schleier aus Seidentüll sehr viel schöner und zarter. In dem größten Theil des nördlichen Europa ist die Wyrthe der charakteristische Brautschmuck. Ob Kränze mit Ranken und Gewinde in Diademform, Brust- oder



Achsestrauch, Rockgarnitur oder Schleppbouquet, verstreute kleine Zweige — das zu bestimmen hängt von der Braut selber ab...

Feine Küche.

Ortailsuppe. 3 frische Ochsenschwänze werden in etwa 2 Cent. große Stücke geschnitten, leicht gewaschen, in siedendes Salzwasser gelegt...

Hummer-Mayonnaise (Hollandaise). Fein geschnittene Chalotten schneidet man in 75 Gramm frischer Butter, gibt 25 Gramm Mehl und 1 Prise weissen Pfeffer dazu...

Wepidter Hecht mit Sardellenauce. Ein Hecht von 3 bis 4 Kilo Schwere wird geschuppt, ausgenommen, gewaschen und mit Salz eingerieben...

NR. Die „Deutsche Fischzeitung“ empfiehlt folgendes Verfahren. Fische leicht und rasch zu schuppen: Der Fisch wird durch Trennung des Rückenmarkes...

Sardellenauce. 3 Chalotten werden recht fein geschnitten und mit 2 bis 3 Eßlöffeln voll Mehl in 175 Gramm Butter hellgelb geschwitzt...

Ballons von Kalbfleisch. 200 Gramm Kalbfleisch, 100 Gramm Schweinefleisch entfettet man, hakt es fein, fügt etwas geweihte, wieder ausgedrückte Semmelkrumen...

Die Ballons werden sowohl als Beilage zu feinem Gemüse (Blumenkohl, Spargel, Erbsen, Cardy u. s. w.) gegeben...

Galantine von Poularde. Eine sorgfältig vorbereitete Poularde — das Sengen muß auf Spiritus geschehen — wird entknocht, wobei man sie auf ein reines Tuch legt...

Kalbskeule mit Kräutern. Eine recht schöne Kalbskeule wird leicht geklopft, mit feinem Speck durchzogen, mit bestem Olivenöl von allen Seiten bepinselt...

Salat von Schwarzwurzeln. 2 Teller voll Schwarzwurzeln werden vorchriftsmäßig gereinigt, gewaschen, in Stücke geschnitten und in gefaltem Wasser...

Nr 165 Gramm Zucker reibt man die Schale einer Apfelsine ab, schabt mit einem Messer den Apfelsinzucker ab und stellt ihn sorgfältig zugedeckt vorläufig zur Seite...

Eiscreme à la Nesselrode. 75 Gramm Süßmandarinen und 75 Gramm Citronat, 25 Gramm Drageat in feine Stüchchen oder Würfel geschnitten...



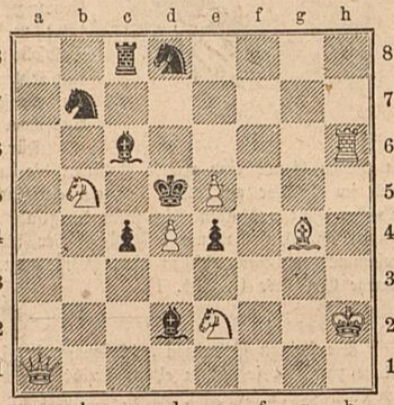
Unverbrennbarer Feueranzünder. Wir machen unsere Leserinnen auf einen kleinen recht nützlichen Apparat für die Hauswirtschaft aufmerksam...

Schach.

Aufgabe Nr. 122.

Von E. Kondelek.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Rebus.



Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 24 Seite 48.

L a U d o n
U o h a r d
D o l l a r
W a a g e n
I a n u a r
G u d r u n

Auflösung der Deciffir-Aufgabe Seite 48.

Schlüssel.

Table with 5 rows and 5 columns of letters: h s n t b, i a b c d e, u f g h i k, o l m n o p, a q r s t u, e v w x y z

Anfangs wollt' ich fast verzagen Und ich glaubt', ich trüg' es nie; Und ich hab' es doch getragen... Aber fragt' mich nur nicht wie?



Gaushalt und Küche. Abonnentin. Hier das gewünschte Menu zum Nachmittags-Diner. 1) Steh (Russische Suppe). 2) Suppe de Creme d'orge...

Kosmetik und Gesundheitspflege. Bertha L. Als Mittel, die Rötthe von den Händen zu entfernen, wird folgendes empfohlen: zwei ausgeglichene frische Eier werden mit 10 Gramm fettem Mandelöl verrührt...

Antworten. Zu Frage 1 auf Seite 368 des Bazar (1883). 1) Der gegohrene Rübenmost, Barjac (nicht Carjacz), wird folgendermaßen bereitet: 4 Liter runde rote Rüben werden roh geschält...

Man nimmt eine süße rote Rübe, schneidet dieselbe fein und legt sie in einen kleinen Topf mit Wasser kochen. Den sauren Barjac dagegen gießt man in einen anderen Topf, gibt ein Stück Schweinefleisch...

Zur Frühjahrs-Saison.

Allen Putzgeschäften sei hiermit empfohlen:

Die Illustrierte Coiffüre

Modenjournal für Putzgeschäfte.

1884. Frühjahrs-Quartal: April-Juni.

Preis vierteljährlich 3 Mark.

Alle 14 Tage eine Nummer.

Jährlich erscheinen: 24 Illustrierte Hauptnummern — Colorirte Schnittbilder (à 6—7 Modelle) — Colorirte Schnittköpfe (in 3/4 Originalgröße) — Gr. Color. Stahlstich-Modenbilder — Extra-Tableau's mit Säuben, Lingerie's u. s. w.

Probe-Nummern und Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Bazar-Artien-Gesellschaft.

Dieser Nummer liegt bei: Auszug aus dem Verlags-Catalog der Langenscheidt'schen Verlags-Buchhandlung in Berlin, SW., Mökern-Strasse 133, betreffend Hilfsmittel für das Studium der neueren Sprachen (Engl., franz., deutsche Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, Wörterbücher, Vocabularien, Lesebücher, Schulgrammatiken etc. etc.).